

»Oben standen stets die Weißen«

SPIEGEL-Gespräch Der Hamburger Soziologe Wulf D. Hund erklärt, warum die Einteilung von Menschen nach Hautfarben ein Erbe der Aufklärung ist – und wie tief der Rassismus in unserem Denken wurzelt.



»Black Lives Matter«-Demonstranten in Berlin am 6. Juni: »Viele meinen, wir hätten genug gelernt – dabei stehen wir erst am Anfang«

Hund, 73, ist Professor im Ruhestand an der Universität Hamburg. Er hat ein Buch zur Geschichte des Rassismus in Deutschland verfasst*.

SPIEGEL: Herr Professor Hund, »Schwarze, Weiße, Rote, Gelbe – Gott hat sie alle lieb«, heißt es in einem Kinderlied. Was sagen Sie als Rassismusforscher

* Wulf D. Hund: »Wie die Deutschen weiß wurden – Kleine (Heimat)Geschichte des Rassismus«. J. B. Metzler; 220 Seiten; 20 Euro. Das Gespräch führte der Redakteur Manfred Dworschak.

zu dieser Botschaft? Ist solch ein Lob der Buntheit nicht rundum sympathisch?

Hund: Keineswegs. So ein Lied trägt dazu bei, das Konzept unterschiedlicher Rassen im kindlichen Bewusstsein zu verfestigen.

SPIEGEL: Immerhin besingt es einen Gott, der keinen Unterschied zwischen den Hautfarben mache.

Hund: Seine Anhänger jedoch haben das lange getan und daraus die Berechtigung zur Unterwerfung anderer abgeleitet. Für sie ging die Gleichheit der Seelen mit der Ungleichheit der Körper einher. Und die

sollte sich nach Meinung der Rastentheorie an Hautfarben ablesen lassen.

SPIEGEL: Ist die bloße Unterscheidung von Hautfarben bereits diskriminierend?

Hund: In den Sklavenhalterstaaten der USA wurde einst diskutiert, ob die Sklaven nach ihrem Tod als Schwarze in den Himmel auffahren. Mehrheitlich glaubte man, dass sie ihre Farbe im Grab zurückließen und als Weiße auferstünden. Aber im Diesseits galt ihre dunkle Haut als Zeichen dafür, dass sie versklavt werden durften. Das von Ihnen angesprochene Kin-

derlied übergeht diese Geschichte und naturalisiert die Hautfarben der Rassentheorie. Insofern ist es zutiefst korrupt.

SPIEGEL: Wie entstand die Vorstellung von den vier Hautfarben?

Hund: Dass die Menschen sich äußerlich unterscheiden, hat man natürlich schon vor Langem wahrgenommen. Aber sie wurden deshalb nicht in grundsätzlich verschiedenartige Gruppen einsortiert. Die Vorstellung, Hautfarben hätten etwas mit »Rassen« zu tun, entwickelte sich erst im Zuge des europäischen Kolonialismus.

SPIEGEL: Warum nicht schon früher?

Hund: Bis dahin hat man die Versklavung von Afrikanern mit Rückgriff auf eine manipulierte Bibelstelle gerechtfertigt: den Mythos von Ham, dessen Nachkommen angeblich von Gott schwarz gemacht und zur Sklaverei verurteilt wurden. Im Zeitalter der Aufklärung funktionierten die alten religiösen Erklärungsmuster dann immer weniger. Angesichts der neuen Ideen von Freiheit und Gleichheit bedurfte die Sklaverei einer neuen Legitimation. Die wurde von der Rassentheorie geliefert. Der zentrale von ihr behauptete Gegensatz war der von Schwarzen und Weißen. »Gelbe« und »Rote« gab es da noch nicht.

SPIEGEL: Wie wurden denn etwa Asiaten bis dahin wahrgenommen?

Hund: Chinesen wie auch Japaner wurden über Jahrhunderte als hellhäutig beschrieben, manchmal sogar als »weiß wie Zucker« oder als »weiß wie die Deutschen«. Die gelbe Farbe wurde ihnen erst im 18. Jahrhundert von der Rassentheorie zugeschrieben. Sie war ein künstliches Signet.

SPIEGEL: Woher kam dann die Idee, Asiaten hätten eine gelbe Haut?

Hund: Das geht wohl auf das kaiserliche Gelb zurück, das in China die Farbe der Herrschaft und des Hofes war. Nur der Kaiser durfte gelbe Gewänder tragen. Europäische Reisende hatten davon berichtet.

SPIEGEL: Mit dem Hautton hatte es überhaupt nichts zu tun?

Hund: Nein, weder bei den »Gelben« noch bei den »Roten«. Dass den indigenen Amerikanern eine rote Haut angedichtet wurde, hat schon der Naturforscher und Aufklärer Georg Forster im 18. Jahrhundert moniert. Sie würden sich gern mit Pflanzenfarben bemalen, schrieb er, oft auch in Rot, aber das sei nicht die natürliche Farbe ihrer Haut.

SPIEGEL: Trotzdem hat sich das Quartett der Farben im Bewusstsein festgesetzt. Bis heute malt wohl jedes Kindergartenkind Asiaten gelb und Indianer rot.

Hund: Die Kinder sind Gott sei Dank nicht mehr alle weiß, und nicht jede Mutter singt ihren Kindern Lieder vor, die unterschwellig Propaganda für den Hautfarbenrassismus machen.

SPIEGEL: Diente die Erfindung der Hautfarben immer einzig der Abwertung der anderen?

Hund: Ganz eindeutig, ja. Die Rassentheorien legten die Menschenrassen, die sie konstruierten, immer hierarchisch an. Und ganz oben standen stets die Weißen.

SPIEGEL: Warum gerade vier Farben?

Hund: Das Konzept war leicht zu begreifen, und es entsprach dem an Kontinenten orientierten Weltbild des Kolonialismus: hier die weißen Europäer, dort die ihnen unterlegenen gelben Asiaten, schwarzen Afrikaner und roten Amerikaner. In dieser Reihenfolge hat zum Beispiel Immanuel Kant die Rassen angeordnet.

SPIEGEL: Der große Philosoph der Aufklärung war Rassist?

Hund: Allerdings. Die Weißen sind letztlich die Einzigen, sagt Kant, »welche im-

»Die Grundzüge rassistischer Argumentation wurden von den besten Köpfen ersonnen.«

mer in Vollkommenheit fortschreiten«. Ganz unten rangieren bei ihm die indigenen Amerikaner. Er hält sie für kulturlose Wilde, die angesichts der europäischen Zivilisation zum Aussterben verurteilt seien.

SPIEGEL: Und die Asiaten?

Hund: Die sortiert Kant unterhalb der Europäer ein. Sie seien zwar lernfähig, aber nicht zu »abstrakten Begriffen« imstande, weswegen sie für ihn »immer Schüler« blieben. Dieses Bild wurde lange kolportiert. Schauen Sie mal im SPIEGEL nach – zum Beispiel in Heft 39 von 1964. Da bestand Japans Industrie aus Lizenznehmern, die sich »nicht den Kopf über eigene Erfindungen« zerbrachen. Lieber übernahmen »Japans khakigelbe Arbeitsbienen« ihr Wissen von Europäern und überschwemmten die Welt mit kopierten Produkten...

SPIEGEL: Peinlich, aber korrekt zitiert. Was sagt Kant denn zu den Schwarzen?



Wissenschaftler Hund

»Das Schema funktioniert auch ohne Sklaverei«

Hund: Die hält er für ewige Kinder, die es mit Anleitung höchstens zu einer »Kultur der Knechte« bringen könnten.

SPIEGEL: Schloss das Sklaverei ein?

Hund: Kant hat die Sklaverei abgelehnt. Aber das Schema von Herr und Knecht funktionierte auch ohne Sklaverei, zum Beispiel mit angeblich überlegenen »Kolonialherren« aus Europa. Und es wurde bis in die jüngste Vergangenheit propagiert. Der SPIEGEL fragte noch 1992: »Kann nur die Rückkehr der Weißen den verlorenen Kontinent retten?« und forderte »eine Art humanitären Kolonialismus«.

SPIEGEL: Sie haben sich gut vorbereitet.

Hund: Es geht nicht um den SPIEGEL oder um Kant persönlich, sondern darum, dass Grundzüge rassistischer Argumentation von den besten Köpfen ersonnen und den besten Zeitschriften verbreitet wurden und werden. Es handelt sich im Kern eben nicht nur um verquaste Vorurteile reaktionärer Hinterwäldler, sondern um tief in unserer Kultur verankerte Denkmuster. Die beliebte Faustformel »Rassismus gleich Rechtsextremismus« reicht da nicht aus.

SPIEGEL: Entstand das Hautfarbenschema der Rassentheorie letztlich als Rechtfertigung der Sklaverei?

Hund: Ja. Frühere Formen der Sklaverei wurden mit anderen Argumenten legitimiert. Die Griechen in der Antike zum Beispiel versklavten überwiegend hellhäutige Menschen. Äußere Merkmale eigneten sich also nicht zu deren Herabminderung. Aristoteles behauptete deshalb, alle Barbaren seien von Natur aus Sklaven, denn sie verfügten über keine Vernunft. Ihre Stellung zu den Griechen gleiche der von Tieren zu Menschen.

SPIEGEL: Die Hautfarbe spielte dabei keinerlei Rolle?

Hund: Nein. Und ganz ähnlich wurde das auch im übrigen Europa gesehen, wo es seit der Antike durchgehend Sklaverei gegeben hat, bis ins 15. Jahrhundert hinein. Damals befand sich der größte Sklavenmarkt des Kontinents auf der Krimhalbinsel. Auch die Sklavinnen und Sklaven, die dort gehandelt wurden, waren zum großen Teil hellhäutig. Erst im Zuge des europäischen Kolonialismus wurden die Sklaven Schwarz und die Hautfarben damit zu einem Kriterium, das mit Herrschaft und Unterwerfung verbunden war. Erst dann entstand auch die Vorstellung eines rassistisch überlegenen »Weißseins«.

SPIEGEL: Wer durfte sich denn alles zu den Weißen zählen?

Hund: Die vier Großrassen wurden von Anfang an selbst wiederum unterteilt, auch die der Weißen. Die Engländer hielten die Iren für nicht »richtig« weiß, die Deutschen taten die Slawen als untergeordneten Teil der weißen Rasse ab. Kant

rechnete die Araber und Türken zwar zur weißen Rasse, erklärte sie aber gleichzeitig zu Orientalen, die kulturell stagnierten. Und er diskriminierte die Juden wegen ihrer angeblich unvernünftigen Religion.

SPIEGEL: Aber äußerlich ließen sich die einen von den anderen kaum unterscheiden. Wie ging man damit um?

Hund: Das Problem hat der Antisemitismus schon im Mittelalter auf seine Art gelöst. Da wurden die Juden gezwungen, »Judenflecke« oder »Judenhüte« zu tragen, in Gettos zu wohnen oder andere Stigmatisierungen zu erdulden. Letztlich gingen auch die Nazis so vor. Sie waren zwar überzeugt, Juden seien eine eigene Rasse, konnten aber keine körperlichen Merkmale dafür finden. Stattdessen erzeugten sie ein Zerrbild mithilfe von Karikaturen und verordneten schließlich das Tragen des »Judensterns«.

SPIEGEL: Wie kann die weiße Haut als Zeichen der Überlegenheit funktionieren, wenn gleichzeitig auch Weiße diskriminiert werden?

Hund: Historische Entwicklungen verlaufen oft in Widersprüchen. In der Frühzeit des Rassedenkens wurde sogar den eigenen Unterschichten das Weißsein nicht ohne Weiteres zugesprochen.

SPIEGEL: Arbeiterinnen und Arbeiter galten also als nicht richtig weiß?

Hund: Sie mussten sozusagen erst in die weiße Rasse integriert werden. Das geschah, als im 19. Jahrhundert die koloniale Ausplünderung zunehmend auch den Unterschichten zugutekam. Sie konnten jetzt ihren Tee mit Zucker süßen, sie trugen Stoffe aus Baumwolle, sie rauchten Ta-

bak – alles Kolonialprodukte, die aus Sklavenarbeit stammten. Das förderte die Bereitschaft, eine prokoloniale Einstellung zu entwickeln.

SPIEGEL: Haben sich die Unterdrückten Europas nicht auch mit den Unterdrückten Amerikas oder Afrikas solidarisiert?

Hund: Doch, durchaus. Aber die Kolonialpropaganda tat alles, um den Rassismus attraktiv zu machen. Nehmen Sie die Weltausstellung 1851 im berühmten Kristallpalast in London: Dort stellte Europa seine technischen Errungenschaften aus, die Kolonien präsentierten ihre Rohstoffe. In der Arbeiterschaft wurden eigene Sparvereine gegründet, um den Besuch der Ausstellung zu finanzieren. Als diese später noch um lebensechte Figuren von »Wilden aus aller Welt« ergänzt wurde, war die Kolonialreklame perfekt. Besucher aus den Unterschichten konnten sich durch Abgrenzung zugehörig fühlen. Ganz so wie wenig später bei den hagenbeckschen Völkerschauen in Hamburg. Das waren regelrechte Menschenzoos, die Besuchern aller Schichten und Klassen die Möglichkeit boten, sich angesichts der Inszenierung von Exoten, Wilden oder gar Kannibalen als höherstehend und zusammengehörig zu begreifen.

SPIEGEL: Läuft Rassismus immer darauf hinaus, sich mit einer fiktiven »Volksgemeinschaft« zu identifizieren?

Hund: Genau das ist seine Funktion. Er vermittelt die Vorstellung, dass noch das niedrigste und ärmste Mitglied der eigenen Gemeinschaft über dem ranghöchsten Mitglied der Diskriminierten steht. Der schwarze Soziologe W. E. B. Du Bois nannte das den »psychologischen Lohn« des

Weißseins. George Fitzhugh, ein Befürworter der Sklaverei aus den Südstaaten der USA, erklärte ganz unverblümt: Wenn sich alle Weißen zur »Herrenrasse« zählen könnten, schwinde der Neid der Armen auf die Reichen, und es gebe weder Zusammenrottungen noch Streiks.

SPIEGEL: Dauerhaften Frieden hat der Rassismus den Weißen trotzdem nicht gerade beschert.

Hund: Nein, die Konkurrenz der imperialistischen Nationen blieb ja bestehen, sie führte in den Ersten Weltkrieg. Und in der Arbeiterbewegung brachen innere Konflikte auf – trotz der Losung »Proletarier aller Länder und unterdrückte Völker, vereinigt euch«. Englische Arbeiter grenzten sich gegen irische Kollegen ab, deutsche gegen Zuwanderer aus Oberschlesien und Polen. Und in Frankreich oder Italien verunglimpft der Norden den Süden.

SPIEGEL: Entzieht sich der Rassismus im Dauerstreit um die Frage, wer richtig weiß ist, nicht am Ende selbst den Boden?

Hund: Leider nicht, denn die inneren Konflikte hinderten die streitenden Gruppen nie am gemeinsamen Handeln, sobald es gegen rassistisch diskriminierte Andere ging, seien es Schwarze oder Juden. Die Aggressivität des Rassismus nach außen blieb immer bestehen.

SPIEGEL: Wieso ist der Rassismus so zählebig? Halten Sie es für möglich, dass wir ihn mit der Zeit quasi verlernen?

Hund: Das ist nicht so einfach, schon weil der Rassismus in der sozialen Ungleichheit strukturelle Ursachen hat. Aber selbst wenn wir davon absehen: Den Deutschen wird ja international zugebilligt, sie hätten aus dem nationalsozialistischen Unrecht Lehren gezogen. Aber aus unserem Bewusstsein getilgt ist der Rassismus damit noch lange nicht. Der Antisemitismus hat in Deutschland eine Tradition, die mindestens bis zu den Pogromen während des Ersten Kreuzzugs im elften Jahrhundert zurückreicht. Deutschen Kolonialrassismus gab es seit Beginn der europäischen Expansion. Der Dominikanermönch Bartolomé de Las Casas widmet in seinem Bericht über die Gräueltaten im neu entdeckten Amerika den »deutschen Barbaren« und ihren »Grausamkeiten und Mordtaten« ein ganzes Kapitel. Wir haben, was das Lernen in Sachen Rassismus angeht, viel nachzuholen.

SPIEGEL: Das sollte nicht strittig sein.

Hund: Und doch gibt es da erhebliche Widerstände. Viele Deutsche meinen, sie hätten schon genug gelernt. Dabei stehen wir eher am Anfang eines Prozesses, für den es noch nicht einmal ein Curriculum gibt.

SPIEGEL: Herr Professor Hund, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



SMB Kunstbibliothek / bpk

Rassenklischee in der Werbung, 1904: Rote, Weiße, Schwarze, Gelbe – Gott hat sie alle lieb